In Memoriam : Louis Gauchat : 12. Januar 1866 - 22. August 1942

Autor(en): **A.St.**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **7 (1943-1944)**

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

In Memoriam

Louis Gauchat[1]

12. Januar 1866–22. August 1942

Wenn der Schüler, Kollege und Freund des Verblichenen in kurzen Zügen das Bild seines Lebens nachzeichnen möchte, so ist er sich der Schwierigkeit dieser Aufgabe wohl bewußt. Nie kann er glauben, auf so engem Raum alles, was wir dem Dahingeschiedenen danken, erschöpfend darzustellen; aber die Fülle eines menschlichen Lebens wird auch in umfangreichen Werken nicht eingefangen, so daß der sich Bemühende nicht verzagen muß, wenn es ihm nur gelingen will, bescheidene Konturen festzuhalten.

Im folgenden sei versucht, die äußere Laufbahn des großen Romanisten, sein berufliches Wirken, den Reichtum seiner Persönlichkeit, die sein ganzes Wesen kennzeichnende Harmonie allen nahezubringen, denen es nicht vergönnt war, ihm unmittelbar begegnen zu dürfen.

Die Familie Gauchat stammt aus dem neuenburgischen Bauerndorf Lignières; der spätere Ordinarius für romanische Philologie an der Universität Zürich wurde in Les Brenets geboren und frühzeitig nach Bern verpflanzt, wo sein Vater das Amt eines Französischlehrers übernahm. Bei der durch diesen Ortswechsel zwangsläufig geschaffenen Zweisprachigkeit hatte es aber nicht sein Be-

---

[1] Weitere Nachrufe auf Louis Gauchat sind erschienen: *Bericht über das akademische Jahr der Universität Zürich*, 1942/43 (J. Jud); *Die Tat*, 2. IX. 1942 (E. Brock-Sulzer); *Fögl Ladin*, 28. VIII. 1942 (R. Bezzola); *Fögl Ladin*, 1. IX. 1942 (A. Schorta); *Helvetia*, Nr. 9, 1942 (. . . cht); *Kleiner Bund*, 6. IX. 1942 (K. Jaberg); *Journal de Genève*, 27. VIII. 1942 (Ed. Blaser); *La Casa Paterna*, Nr. 36, 3. IX. 1942 (R. Vieli); *Landbote und Tagblatt der Stadt Winterthur*, 12. IX. 1942 (A. Ribi); *Liberté*, 25. VIII. 1942 (H. Savoy); *Neue Zürcher Zeitung*, 27. VIII. 1942 (J. Jud); *44ème Rapport annuel de la Rédaction du «Glossaire des Patois de la Suisse romande»*, 1942 (J. Jeanjaquet); *Schweizerische Lehrerzeitung*, 28. VIII. 1942 (O. Peter); *Tribune de Genève*, 29. VIII. 1942 (Ch. Bally).

wenden, denn in Gauchats Adern floß von seiten der Mutter holländisches Blut; ihren unauslöschlich tiefen Einfluß hat der dankbare Sohn auch sprachlich nie verleugnet. So begann sein Leben mit einem Dreiklang, den er in späteren Jahren zu vielstimmiger Melodik ausgestalten sollte.

Das äußere Leben Louis Gauchats zeigt keine dramatischen Akzente. Seine frohe Jugend- und Studienzeit verbrachte er mit Ausnahme eines Pariser und eines Römer Semesters in Bern, wo er auch die allzeit liebevoll besorgte Gattin fand. In Bern beginnt er seine Lehrtätigkeit an der Mädchenrealschule (1891) und als Privatdozent (1893), um nach kurzen Jahren (1896) an das Zürcher Gymnasium überzusiedeln und sich bald darauf (1897) an der Zürcher Universität umzuhabilitieren; aber noch einmal gewinnt ihn Bern als Ordinarius wieder zurück (1902), bis er endgültig dem Ruf der Zürcher Universität folgt (1907), der er trotz zweifacher Möglichkeit, einen ausländischen Lehrstuhl zu übernehmen, lebenslänglich treu blieb.

Den weiten Rahmen seines Lehrgebietes füllte er glänzend aus; aber sein Herz gehörte der damals noch in den Kinderschuhen steckenden Dialektforschung, der unser Land ein so vielschichtiges und buntfarbiges Arbeitsfeld bietet. So galt seine Liebe zuvörderst der angestammten Mundart und darüber hinaus dem gesamten Sprachgebiet des Frankoprovenzalischen. Aus dieser inneren Verbundenheit erwuchs ihm der Plan, dem deutschschweizerischen Idiotikon ein den Dialekten der französischsprechenden Schweiz gewidmetes Parallelwerk zur Seite zu stellen. Es war die Geburtsstunde des *Glossaire des patois de la Suisse romande*. Wohl konnte ihm Mistrals *Trésor* eine erste Anregung schenken, aber den Weg zur Gestaltung des gewaltigen Unternehmens hat ihm auch seine Pilgerfahrt nach Maillane kaum gewiesen. In 25jähriger vorbildlicher Gemeinschaftsarbeit mit seinen von gleicher Begeisterung erfüllten Helfern, Kollegen und Freunden, Jules Jeanjaquet, Ernst Tappolet und Ernest Muret wurden die fast unübersehbaren Materialien zusammengetragen; und wenn wir von der Erfüllung dieses gigantischen Lebenswerkes enzyklopädischer Dimension heute auch noch weit entfernt sind, so besitzen wir doch dank seiner großartigen Initiative und Organisationskraft das Bild der westschweizerischen Sprachlandschaft in einer Klarheit und Durchleuchtung, deren sich kaum ein anderes Gebiet der Romania rühmen darf. Allein die vorbereitend und ergänzend gedachten Arbeiten: das *Bulletin du Glossaire*, die lautgeschichtlich und dialektologisch äußerst aufschlußreichen *Tableaux phonétiques*, die als Arbeitsinstrument unschätzbaren zwei Bände der *Bibliographie linguistique* und die siedlungsgeschichtlich wertvolle *Enquête des noms de lieu*

Louis Gauchat

hätten schon genügt, um kommende Geschlechter mit Ehrfurcht zu erfüllen.

Vom Beginn seiner wissenschaftlichen Bahn an war ihm der Weg klar vorgezeichnet. Seine Dissertation, *Le patois de Dompierre*, Halle 1891, weist schon auf den *Linguiste de plein air*, der sich nicht mehr mit dem Wälzen vergilbter Folianten zufrieden gibt, sondern das flüchtige Wesen des erdgebundenen Wortes im Fluge erhaschen, das Geheimnis sprachlichen Lebens von den Lippen der Sprechenden selbst ablesen will. Groß ist die Zahl der Publikationen, die er der Einzelforschung gewidmet hat; immer aber kam es ihm darauf an, in der Wissenschaft nicht tausend Einzelheiten zu sehen, sondern das eine große Geschehen zu erkennen. So verschieden die Themata dieser zahlreichen Arbeiten auch lauten mögen, sie streben doch alle einem höheren Ziele zu: kritischer Prüfung der in der Sprachforschung jeweils vertretenen Anschauungen und der Verbesserung und Verfeinerung ihrer Methoden.

Die gleiche Entdeckerfreude, die den bei seinen Mundartaufnahmen unermüdlichen Wanderer kennzeichnete, wurde zum Antrieb seiner Publikationen. Manch glücklicher Wurf ist ihm gelungen: er hat die Sprachwissenschaft zur Richtigstellung zahlreicher Begriffe veranlaßt; er hat die aus der Mundartforschung gewonnenen Resultate in maßgebende, allgemein gültige Erkenntnisse umgewandelt. In diesem Sinne nennen wir seine Studien *Gibt es Mundartgrenzen?* (*ASNS 111* [1904], 365–403): *L'unité phonétique dans le patois d'une commune* (*Festgabe Heinrich Morf*, Halle 1905, 175–232); *R anorganique en franco-provençal* (*Mélanges Chabaneau RF 23* [1907], 871–881); *Sprachgeschichte eines Alpenüberganges* (*Furka-Oberalp*) (*ASNS 117* [1906], 345–361); *Langue et patois de la Suisse romande* in *Dict. géographique de la Suisse*, V, 259–267; *Warum verändert sich die Sprache* (*Wissen und Leben 2* [1908], 57, 75, 115); *Régression linguistique* (*Festschrift zum XIV. Neuphilologentag*, Zürich 1910, 337–360); *An den Sprachquellen* (*Universität Zürich, Festgabe 1914*, V, 101–113); *Confusions d'occlusives dans les patois de la Suisse romande* (*Homenaje Menéndez Pidal* I [1924], 659–675); *Interferenzen* (*Festschrift E. Tappolet*, 1935, 89–95).

Kaum je hat er sich in wissenschaftliche oder gar persönliche Polemiken eingelassen; dazu war sein ganzes Wesen zu sehr aufs Positive ausgerichtet. Die Angriffe, denen er, wie jeder wahrhaft schöpferische Mensch, zuweilen ausgesetzt war, ließ er unbeachtet. So ist sein Werk erfüllt von Ruhe und Ebenmaß, und über ihm liegt jener goldene Schimmer, der die Bilder alter Meister verklärt.

Ein Grundzug in Gauchats wissenschaftlicher Persönlichkeit ist die Vielseitigkeit. Gaston Paris und Heinrich Morf, die er mit gleicher Verehrung nennt, blieben ihm auch in dieser Hinsicht Vorbilder,

war ihm doch das Lebensglück zuteil geworden, beiden zu Füßen zu sitzen.

Seine vollendete Beherrschung der deutschen Sprache läßt ihn für jeden Gedankengang stets genau die gewünschte Nuance finden. Sein Stil zeichnet sich durch Wärme, Lebensfülle und Bewegung, besondere Leuchtkraft und Farbigkeit aus. So erklärt sich der große Reiz seiner Essays, der noch erhöht wird durch seine künstlerische Begabung, die besonders der literarhistorischen Produktion zugute kam. Er gehörte zu den immer dünner gesäten Romanisten, die auch die literarhistorische Seite nicht verkümmern ließen; hier bekannte er sich zum entwicklungsgeschichtlichen Grundsatz und studierte die «Geistesgeschichte des Menschen in ihren lehrreichsten, mannigfaltigsten, feinsten und unmittelbarsten Zeugnissen».

Welch strahlenden Humor, geistige Feinheit, Eleganz und Formvollendung atmen seine Essays über *Lazarillo de Tormes und die Anfänge des spanischen Schelmenromans* (*ASNS 129* [1912], 430-444) oder die Zürcher Rektoratsrede *Jean de Paris* (1927). Gerne wandte er sich solchen Gegenständen zu, die ihm seine musikalische Phantasie als besonders verlockend erscheinen lassen mußte, war er doch selber ein begnadeter Cellist. So entstanden die musikgeschichtlichen Aufsätze und Vorträge *Parzival in Sage und Kunst* (*NZZ* 6.–11. IV. 1913), *Robert der Teufel, Das italienische Volkslied* (*NZZ* 18.–20. III. 1919), welch letzterer wohl als Parallele zu Heinrich Morfs Aufsatz *Das französische Volkslied* angesehen werden darf, wie ihn des Meisters Vortrag *Vom linguistischen Denken* auch zu seiner befruchtenden Studie *Vom morphologischen Denken* (in *Festschrift S. Singer*, Tübingen 1930) angeregt haben mag.

Nicht minder glänzend war Gauchat als akademischer Lehrer. Hier hat er dank seiner bewunderungswürdigen Darstellungsgabe und edlen Sachlichkeit tiefste und nachhaltigste Erfolge erzielt. Jeder seiner Vorträge, sei es in Vorlesungen oder bei sonstigem Anlaß, bot, zwingend durch die auch bei Behandlung kompliziertester Fragen klare Gedankenführung, nicht nur reichen geistigen Gewinn, sondern hohen ästhetischen Genuß. Die klare, lebendige, künstlerische und originelle Form gab keine Rätsel auf, sondern ließ den Hörer schwierigste Gedankengänge mühelos aufnehmen. Diese Klarheit des Denkens und die glückliche Erfassung der Probleme, die von selbst zur Lösung zu führen schien, waren es, die seine Studenten besonders anzogen und ihnen die Empfindung vermittelten, dem zuverlässigsten wissenschaftlichen Führer zu folgen, dem kein Rätsel zu widerstehen vermöge. Alle genannten Vorzüge aber überragte seine einzigartige Fähigkeit, jedes der behandelten Themen, so bescheiden und unbedeutend es auch sein oder scheinen

mochte, in seiner ganzen Potentialität darzustellen. Wer immer in jener Zeit an der Zürcher Universität Sprachstudien oblag, empfing entscheidende Impulse von dem genialen Lehrer. Wie sehr sich diese Befruchtung auf seine Schüler auswirkte, beweist die große Zahl hervorragender Dissertationen, die aus der Zürcher Schule hervorgingen, und die alle das Zeichen ihrer genauen wissenschaftlichen Methode tragen. Die 29 Studien der ihm im Jahre 1926 zu seinem 60. Geburtstage gewidmeten Festschrift stammen neben Arbeiten von Kollegen und Studienfreunden größtenteils von seinen Schülern.

Es erregt Staunen und Bewunderung, daß bei dieser beruflichen Vielseitigkeit er durch seine Stellung als Mitglied des Theatervereins, als Rektor der Universität (1926–1928) und durch sein lebhaftes Interesse für alles künstlerische Geschehen auch stark am öffentlichen Leben teilnahm, ohne jemals seiner wissenschaftlichen Tätigkeit den Rücken zu kehren. Im Jahre 1931 zog er sich von der akademischen Lehrtätigkeit zurück, um ganz seinem Glossaire, dessen sprachlicher, kultur- und sachgeschichtlicher Durchforschung und Deutung zu leben; und trotzdem diese Arbeit überschattet wurde durch Tod und Krankheit seiner Mitarbeiter, hat er die immer schwerer auf ihm lastende Bürde mit bewundernswerter Energie und dem ihm eigenen Optimismus weitergetragen, bis eine schwere Krankheit, deren Symptome sich schon seit einiger Zeit bemerkbar gemacht hatten, ihn während eines Sommeraufenthaltes aufs Lager warf. Am 22. August 1942, auf der Lenzerheide, wo so viele seiner Gedanken gereift waren, hauchte er seinen großen und edlen Geist aus.

Gauchats Bahn weist jene naturhafte Geschlossenheit auf, jenen Einklang von Ende und Anfang, welche nach einem Worte Goethes der idealen Lebenslinie eigen sind; das Größte aber seines Wirkens besteht darin, daß er keimkräftiges, gesundes Korn in die heimatliche Erde gesenkt zu fruchttragendem, wachsendem Gedeihen in Gegenwart und Zukunft:

Λαμπάδια ἔχοντες διαδώσουσιν ἀλλήλοις.

A. St.

★